



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

## **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"**

### **Sechs Wochen in Marokko**

**Tavel, Ernest**

**Berlin, 1901**

**urn:nbn:de:gbv:46:1-14921**

3/

# Sechs Wochen in Marokko.

Der nachstehende durch zahlreiche Lichtbilder erläuterte Vortrag von Herrn Dr. Ernst Tavel wurde am 12. Februar 1901 in der Abteilung für Ostasien der Deutschen Kolonialgesellschaft gehalten.

Vortrag

von

Professor Dr. Tavel. ✓

Mit Lichtbildern und einer Karte.



Der nachstehende, durch zahlreiche Lichtbilder erläuterte Vortrag von Professor Dr. Ernest Tavel wurde am 12. Februar 1901 in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonialgesellschaft gehalten.

Meine Herren!

„Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser,“ haben wir voriges Jahr an einem deutschen Pavillon in Paris gelesen, und in der That hat Deutschland, um seine weitgelegenen Kolonien zu erreichen, das grösste Interesse, Zwischenstationen zu besitzen. Eine solche würde die nordwestliche Küste Afrikas sein, wo schon der deutsche Handel sich ein weites Gebiet erobert hat. Es dürfte also die deutsche Kolonialgesellschaft interessieren, Marokko kennen zu lernen, dieses Land, das, vor den Thoren Europas gelegen, dennoch eines der unzugänglichsten Afrikas ist. Diese Verhältnisse haben mich bewogen, der Einladung der Kolonialgesellschaft Folge zu leisten und Ihnen heute einiges über meine Reise in Marokko mitzuteilen. Ich bin nun zwar nicht in der Lage, Ihnen tiefere Studien über dieses interessante Land darzulegen, wie sie ein Reisender vom Fach wohl gemacht hätte. Meine Beobachtungen sind diejenigen eines Gelegenheitsreisenden, der, seines Messers und Mikroskops müde, auf wenige Wochen den Staub Europas von seinen Füßen zu schütteln sich entschloss. Aber ich hatte das seltene Glück, diese Reise unter Umständen zu unternehmen, wie sie nur wenigen Europäern zu teil werden. Ich folgte nämlich der Einladung eines Freundes, Herrn v. B., ihn auf einer diplo-

Bibliothek der  
Lesehalle in Bremen



Der Verfasser auf einem marokkanischen Hengst.



Der Verfasser auf einem marokkanischen Hengst.

matischen Dienstreise zu begleiten. Als erster Gesandter Russlands in Tanger begab sich dieser nach Marakesch (Marokko), der heutigen Hauptstadt, um persönlich dem Sultan sein Beglaubigungsschreiben zu überreichen.

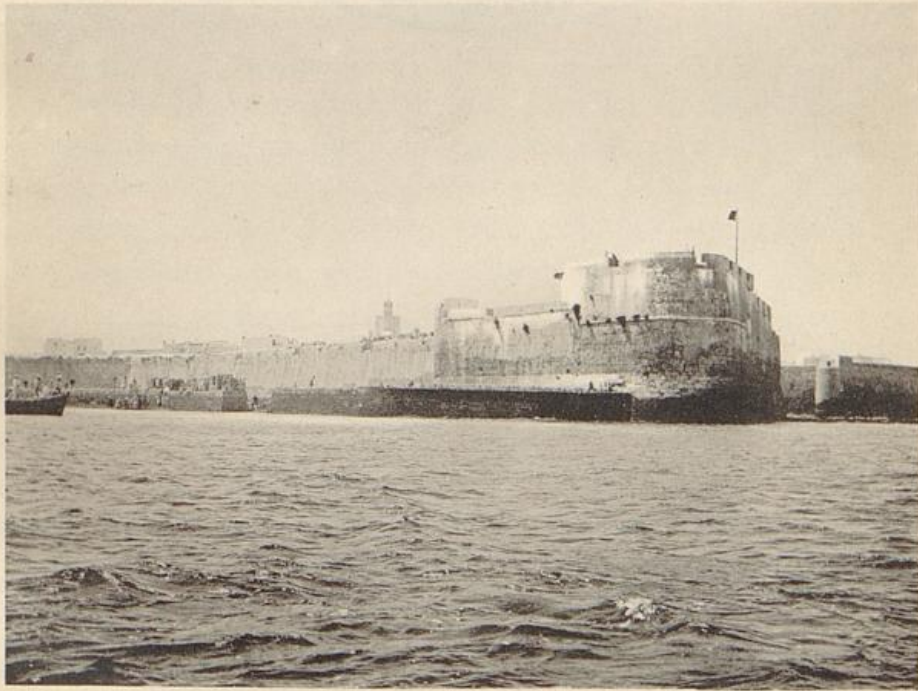
Das beigegebene Kärtchen wird es Ihnen erleichtern, sich die geographischen Verhältnisse ins Gedächtnis zurückzurufen. Im Norden liegt die gebirgige Gegend des Rif, während die drei parallelen Ketten des Atlas in südlicher Richtung verlaufen. Man unterscheidet den kleinen oder Tell-Atlas, den hohen Atlas (4000—5000 m) und den Anti-Atlas. Der kleine Atlas setzt sich in die Hügelkette des Djebilât fort, die wir auf unserer Reise durchritten. In Tanger, an der Küste, residieren die europäischen Diplomaten. Ausserdem kommen als bedeutendere Städte in Betracht Tetuan, an der Grenze des Rif; Fês, die frühere Hauptstadt; Marakesch, die jetzige Hauptstadt und Residenz des Sultans und die Hafenstädte el-<sup>c</sup>Arâisch, Rebât, Casablanca, Mazaghan, Safi und Mogador, von denen Rebât und Casablanca durch ihre Teppichfabrikation berühmt sind. Unsere Reiseroute war folgende. Wir begaben uns auf dem Seewege von Tanger nach Mazaghan und dann zu Pferde nach Marakesch durch die Provinzen Dukkâla Kabyle und Rahamna Kabyle. Die erstere Provinz ist von Araberstämmen, die letztere von Berberstämmen bewohnt und unlängst durch einen Krieg verwüstet. Im Süden ist sie vom Djebilât begrenzt.

Ich begab mich über Marseille und Gibraltar nach Tanger, das ich in dreistündiger Seefahrt erreichte. Die Einfahrt in den Hafen ist ausserordentlich schön. Ein Boot der russischen Gesandtschaft mit grosser Eskorte brachte mich an Land, wo Herr v. B. mich erwartete und nach seiner herrlich gelegenen Villa geleitete. Hier traf ich die übrigen Mitglieder unserer Reisegesellschaft, Frau v. B., deren Schwiegersohn, Herrn v. K., den Gesandtschaftssekretär Prinzen G. und den Prinzen Gh. Nach dem Frühstück unternahmen wir einen Spaziergang durch die Stadt.

Enge, schlecht gepflasterte Strassen führen in Kehren auf eine Anhöhe, von der aus man im Westen die Citadelle liegen sieht. Vor der Citadelle sind mehrere europäische Kanonen modernster Konstruktion aufgestellt, vor denen aber die Marokkaner selbst soviel Respekt haben, dass sie auf ihren Gebrauch verzichten. Auch das einzige marokkanische Kriegsschiff hatten wir Gelegenheit im Hafen von Tanger zu bewundern. Sodann besuchten wir die Ställe des Sultans, scheunenartige Gebäude, die einen schmutzigen Hof umgeben. Weiterhin liegt das Gefängnis. Einige Wachen standen vor einer hölzernen Thür, eine ovale Oeffnung gestattete den Durchblick auf einen viereckigen Raum, in dem zahlreiche Gefangene umherlungerten. Hoch oben war ein einziges, ungefähr 4 m hohes Fenster mit starkem Eisengitter angebracht. Die Gefangenen werden von ihren Familien ernährt, da, wenn der Staat für ihren Unterhalt sorgte, das Geld doch in der Tasche des Paschas verschwinden würde. Unser nächster Besuch galt dem Palast des Sultans. Ein länglicher, offener Hof ist mit einem gedeckten Gang umgeben, der von herrlichen, römischen Marmorsäulen getragen wird. In der Mitte befindet sich ein Brunnen, an beiden Enden liegt je ein fensterloses Zimmer, das durch eine grosse Thür auf den Hof mündet. Der Fussboden und die Wände bis zu 2 m Höhe sind mit Mosaik aus emaillierten Kacheln bekleidet. Weiter oben überzieht die Wände ein kunstreiches Netzwerk von Marmorskulpturen, während die gewölbte Decke mit unvergleichlich feinen Holzschnitzereien verziert ist. Der eine Raum ist das Schlafzimmer, der andere das Speisezimmer Seiner Majestät des Sultans. Schlafen und Essen — aus diesen beiden Thätigkeiten setzt sich sein Leben zusammen, und dafür genügen diese einfachen Gemächer. Von der Terrasse aus geniesst man eine prachtvolle Aussicht auf die Stadt mit ihren flachen Dächern. Auf den Strassen, die höchstens 4 bis 5 m breit sind, und dem vor dem Hauptthor belegenen grossen Marktplatz (socco) wimmelt eine bunte Menge durcheinander, schwerbeladene Esel, Kamele,



Marktplatz von Tanger.



Mazaghan vom Meer aus.

Bibliothek der  
Lesehalle in Bremen

Kühe, müssige Araber, Juden und Jüdinnen, manche von grosser Schönheit, hier und da ein seltener Europäer zu Fuss oder zu Pferde, alles in unergründlichem Schmutz wühlend. Denn wenn auch Tanger in Bezug auf Hygiene den Städten im Innern Marokkos voraus ist, bleibt es doch selbst hinter den unkultiviertesten Städten Europas weit zurück. Neben Tanger erscheint Neapel eine Stadt von holländischer Sauberkeit.

Bei einem Empfange in der englischen Botschaft hatte ich Gelegenheit, das gesellschaftliche Leben in Tanger kennen zu lernen. Es fehlt keineswegs an eleganten Erscheinungen. Unter anderen bemerkte ich eine Dame, die sich durch Haltung und Aeusseres von ihren Nachbarinnen unterschied. Sie war ehemals Zofe bei der englischen Gesandtschaft gewesen, jetzt durch ihre Verheiratung mit einem marokkanischen Chef, dem Scheriff von Duazzan, zu einer sehr angesehenen Stellung gelangt und Mutter zweier einflussreicher Söhne. Sämtliche europäische Grossmächte sind durch Gesandten in Tanger vertreten. Die Politik, welche sie betreiben, sei hier nur mit einigen kurzen Schlagworten angedeutet. Frankreich erstrebt das ganze Marokko; Deutschland wünscht sich die Westküste; England möchte durch die Besetzung von Tanger und Ceuta die Meerenge von Gibraltar ganz in seine Gewalt bringen; Spanien möchte — kann aber nicht; Russland unterstützt die französische Politik; Italien und Oesterreich endlich haben nur die durch ihre Lage am Mittelmeer bedingten Interessen.

Die Umgebung von Tanger ist hügelig, die Vegetation sehr reich, aber es fehlt, wie fast überall in Marokko, an Wäldern. Der russische Gesandte begleitete mich in ein arabisches Dorf (Duar). Die Wände der Häuser bestehen aus geflochtenem Reisig, das Dach ist ebenfalls nichts weiter als ein nach beiden Seiten abgeschrägtes Reisigbündel. Jedes Haus ist mit einer Cactushecke umgeben. In der Mitte des Dorfes erhebt sich ein weisses Haus, die Wohnung des Chefs oder Caïds, der die Steuern eintreibt und das Dorf

regiert. Der Caïd untersteht dem Pascha der Gegend, der wieder vom Scheriff ressortiert. Bei unserer Rückkehr in die Stadt begegneten wir einem arabischen Leichenzug. Eine Schar von Arabern zog unter heiterem Gesang, in raschem, fast laufendem Schritt den steilen Weg nach dem Kirchhof hinab. In ihrer Mitte trugen vier Männer eine hölzerne, sehr primitive Bahre, auf der die Leiche mit Kleidern bedeckt lag. Die Männer scharten sich um das Grab, wo die Leiche abgesetzt und unter fortwährendem Gesang einige Centimeter hoch mit Erde bedeckt wurde. Die Zeremonie dauerte höchstens 5 Minuten, dann zerstreute sich die Menge.

Der Oberbefehlshaber des Kap Espartel lud uns zu einer Eberjagd in der Umgegend des Kap ein. Wie bekannt, bildet das Kap Espartel die äusserste nordwestliche Spitze Afrikas, und es wird dort von den Grossmächten Europas ein Leuchtturm unterhalten; merkwürdiger Weise haben sie sich zu diesem Zweck einigen können. Ein einstündiger Ritt brachte uns an die Stelle, wo unsere Treiber uns erwarteten. Der Weg, der mitten durch blühendes Buschwerk führte, war von bezaubernder Schönheit. Auch ist die Strasse, die von den Grossmächten unterhalten wird, verhältnismässig gut. Leider aber war uns das Jagdglück nicht günstig. Drei Treiben blieben gänzlich erfolglos. Zwischen jedem Treiben mussten wir wieder unsere Maultiere besteigen und auf fast undurchdringlichen Pfaden weiterreiten. Die Berge in dieser Gegend sind ganz unbewaldet, aber mit Haide und niedrigem Gestrüpp bedeckt, in dem die Wildschweine sich verbergen und dem enttäuschten Jäger ein Schnippchen schlagen. Ein Araber zeigte mir die Fährte eines Ebers; sonst bekamen wir nur einen Schakal zu Gesicht, der obendrein das unverschämte Glück hatte, unseren sämtlichen fünf Kugeln zu entweichen und sich unversehrt in die Büsche zu schlagen. Um fünf Uhr war die Jagd beendet. Die Araber verschwanden wie durch Zauberei. Da die Jagd keinen Erfolg gehabt hatte, erhielten sie keinen Lohn; so will es die Sitte des Landes.

Nach einem Aufenthalt von sechs Tagen verliessen wir Tanger und schifften uns an Bord eines russischen Kriegsschiffes ein, das uns in 26stündiger Fahrt nach Mazaghan brachte. Die Abfahrt sowohl wie der Empfang fanden unter grossem Gepränge statt. In Mazaghan wurden wir durch den Pascha und die Notabilitäten der Stadt begrüsst und zogen, von einer ungeheuren Volksmenge begleitet, nach dem Zeltlager am Strande, das uns von nun an bis zu unserer Ankunft in Marakesch Obdach gewähren sollte. Das Lager bestand aus 36 Zelten. Der Gesandte, sein Sekretär und der Prinz Gh. führten eigene Zelte mit; den übrigen Reisenden waren solche vom Sultan zur Verfügung gestellt worden. Das meinige war sehr schön, rund und mass 4 m im Durchmesser. Die innere Einrichtung bestand aus einem Bett, zwei Tischen, einem Toilettentisch, drei Stühlen, einem Teppich und einem Koffer. Ich hätte nicht erwartet, auf afrikanischem Boden solchem Komfort zu begegnen. Zum Frühstück versammelten wir uns in einem Salonzelt, das persönliches Eigentum des Sultans ist und zum ersten Mal an Ausländer verliehen wurde. Die marokkanische Regierung ist offenbar gut informiert. Sie weiss die Bedeutung Russlands zu schätzen und behandelt seine Gesandten mit entsprechender Zuvorkommenheit. Eine Sehenswürdigkeit von Mazaghan sind die alten portugiesischen Befestigungen, die vier Jahrhunderten siegreich widerstanden haben. Darüber sieht man die marokkanische Flagge wehen, ein blutroter Lappen ohne jede Zeichnung.

Am 30. März brachen wir von Mazaghan auf. Der Pascha des Ortes begleitete uns bis zu dem Punkte, wo er von dem Chef des benachbarten Stammes mit 150 Reitern abgelöst wurde. Dann zog unsere nunmehr 250 bis 300 Köpfe zählende Karawane weiter, um das nächste Lager zu erreichen. Wir ritten schöne weisse, schwarze, braune und gefleckte Hengste. Ein diesem Heft beigegebenes Bild zeigt mich auf meinem Tier. Stuten sind verpönt; aber in der Umgegend der Dörfer, an welchen wir vorüberkamen, machten

sich Araber häufig den Scherz, auf Stuten an unsere Kolonne heranzureiten. Dann gerieten unsere Tiere in grosse Aufregung, bäumten sich und drohten uns abzuwerfen. In solchen Augenblicken fühlte ich mich auf meinem Pferd, das ganz anders aufgezäumt war, als wir es in Europa gewöhnt sind, und meinen arabischen Zügeln in der Hand nichts weniger als wohl. Glücklicherweise dauerte der Spass nicht lange; unsere Soldaten liessen Hiebe nach allen Seiten regnen und verjagten bald die Störenfriede. Hier und da stürzte einer auf der eiligen Flucht auf dem unebenen Gelände, aber im Nu sass er wieder im Sattel und die ganze Gesellschaft war im Galopp verschwunden.

Die Organisation einer solchen Karawane dürfte Sie interessieren. Um den Arabern zu imponieren, ist es Sitte, dass der Gesandte selbst nichts befiehlt. Der Dragoman der Gesandtschaft ordnet alles an. Das Personal der Gesandtschaft bestand aus einem Lagerchef, einem Maître d'Hôtel, acht Dienstboten, einem Schreiner, zwei Soldaten, vier Juden als Sänftenträgern und einem Koch. Das vom Sultan gestellte Personal setzte sich zusammen aus einem Kalifen mit dem Rang eines Obersten, zwei Mussiten (Majoren), einem Fahnenträger, zehn Caïds (Hauptleuten), zwölf Unteroffizieren, drei Soldaten, zwölf Stallknechten, zwei Hufschmieden, zwei Wasserträgern, fünfundzwanzig Maultiertreibern, zehn Führern, einundzwanzig Freguias für das Aufbauen und Abbrechen der Zelte, zusammen 121 Leute. Als Lasttiere hatten wir zehn Kamele, jedes 300 Kilo tragend, siebzig Maultiere, 100 bis 150 Kilo tragend, und siebzig Reitpferde.

Auch die Verproviantierung einer solchen Expedition in einem solchen Lande hat ihr Eigentümliches. Die russische Regierung hatte Konserven aller Art und alle Getränke geliefert (drei Flaschen pro Mann und pro Tag für die Europäer, also 1500 Flaschen Wein und Mineralwasser). Hierzu kam der uns auf Befehl des Sultans von den verschiedenen Stämmen gestellte Tribut, die sogenannte Muna. Sie bestand täglich aus



Karawane. (Ankunft im Lager, Parade der Escorte im Hintergrund.)



Die Uebergabe der Muna.

Bibliothek der  
Lesehalle in Bremen

2—5 Rindern, 20—30 Schafen, 100—150 Hühnern, 250 bis 500 Eiern, 20—25 Zuckerhüten, 10—15 Töpfen Butter, 5 bis 10 Pfund Thee, 100—200 Broten, 30—40 Paketen mit Lichtern, 100—500 Orangen (diese sind in Marokko ziemlich selten), Gemüse u. s. w. Die Muna wurde gewöhnlich am Ende des Nachmittags von Abgesandten des Caïds oder Stammeshäuptlings ins Lager gebracht. Wurde sie vom Dragoman nicht genügend befunden, so wurde sie einfach zurückgewiesen und es musste ein entsprechender Zuschuss erfolgen. Auf dem beigegebenen Bilde sieht man die Uebergabe der Muna unter dem Präsidium des Dragoman vor sich gehen. Vor ihm steht eine Reihe von Zuckerhüten, dahinter liegen Pakete von Hühnern. Die Tagesordnung während der Reise war folgende: Um 3 Uhr Beladen der Kamele; um 4 Uhr Reveille; um 5 Uhr Frühstück, Abbrechen des Lagers, um 5½ Uhr Abmarsch; zwischen 8½ und 9½ Uhr wurde Halt gemacht und eine Erfrischung eingenommen. Um 10½ bis 12½ Uhr fand die Ankunft im neuen Lager statt. Die Dienerschaft eilte stets eine halbe Stunde voraus, und wenn wir ankamen, fanden wir die Zelte bereits fix und fertig aufgestellt vor. Um 1 Uhr wurde das Diner serviert, von 2—3½ Uhr wurde Mittagspause gehalten; von 3½—7 Uhr gingen wir auf die Jagd, und um 7 Uhr gab es Abendessen. Ein Bild unserer Karawane ist diesem Heft beigegeben.

Die Eskorte wurde jeweilig von dem Stamme, durch dessen Gebiet wir reisten, gestellt und variierte zwischen 50 bis 2000 Reitern. Die Ankunft der Eskorte fand immer unter grosser Feierlichkeit und dem Austausch von Komplimenten statt. Eine solche Höflichkeitsformel, die ein sehr einflussreicher Caïd an den Gesandten richtete, lautete: „Wenn Dein Pferd Dich nicht mehr sollte tragen können, so würde ich selber Dich auf meinem Kopfe bis zu meinem Herrn tragen.“ Der Anblick einer anrückenden Eskorte war oft ganz grossartig. Man denke sich tausend Reiter, die auf dem Raume eines Hügels in einer Reihe aufgestellt sind und auf ein gegebenes Zeichen im Galopp heransprengen.

Sattelzeug und Kleidung sind höchst malerisch. Der ganze Aufzug erinnert an den festlichen Schmuck eines mittelalterlichen Reiters. Bei den Reichereren sind Pferdedecken, Sattel und Zaumzeug mit gold- und silbergesticktem Sammet verziert, die Reiter selbst in hellen, bunten Seidenkleidern heben sich prächtig ab gegen den klaren, tiefblauen Himmel. Die Bewaffnung ist ganz arabisch und besteht aus dem bekannten, überlangen Steinschlossgewehr und einem gekrümmten Dolch in silberner Scheide. Bei den Marokkanern ist, ähnlich wie bei den Beduinen, die Fantasia eine beliebte kriegerische Reitübung. Sie besteht darin, dass eine Anzahl Reiter sich in einer Entfernung von 4—500 m in einer Reihe ordnen, zuerst im Schritt nähern, auf ein gegebenes Zeichen dann alle im schnellsten Galopp bis dicht an die Zuschauer heran-jagen und ganz plötzlich das Pferd parieren, wobei zugleich die Gewehre abgefeuert werden.

Unser erstes Lager wurde auf einem felsigen, kahlen Hügel aufgeschlagen. Um die Zelte aufzustellen, mussten eine grosse Menge von Steinen entfernt werden. Hierbei kamen zum allgemeinen Schrecken einige Skorpione zum Vorschein, und jeder gab ein Mittel gegen Skorpionstiche zum besten. Ich gestehe, dass ich am meisten Vertrauen zu der arabischen Methode hatte, die darin besteht, die gestochene Stelle auszusaugen, nachdem man einen kleinen Einschnitt gemacht hat. Die Jagdverhältnisse waren auf der ganzen Reise nicht glänzend. Unsere ganze Beute bestand aus Wachteln, Rebhühnern, seltenen Hasen und einer kleinen Trappenart. Hochwild gab es überhaupt nicht. Die Hasen werden von den Einheimischen mit Windhunden gehetzt. Das durchreiste Land bietet kein besonderes Interesse. Die „Kaiserliche Strasse“ von Mazaghan nach Marakesch besteht aus einer Reihe von Pfaden in der öden Steppe. Die Vegetation ist infolge Wassermangels äusserst spärlich; Bäume fehlen fast ganz, bis auf einige Caruben, Palmen und Dornbüsche. Zahlreicher als die Bäume sind auf dem Wege die Marabus oder Heiligengräber, die als Moscheen

dienen. Die Abbildung eines solchen Marabu ist diesem Heft beigegeben. Einzelne Gebiete sind ausserordentlich fruchtbar und könnten bei rationeller Bewässerung gute Erträge liefern; aber der Araber scheut den Ackerbau und betreibt nur Viehzucht. Die Preise sind ausserordentlich niedrig, da, ausser nach der algerischen Grenze, so gut wie kein Export stattfindet. Ein grosser, fetter Hammel kostet etwa 3 Frs., ein Ochse 30—40 Frs. Wenn man etwas mehr von dem Preise der Lebensmittel weiss, staunt man weniger über die scheinbare Ueppigkeit der Muna.

Die Wasserverhältnisse sind für unsere Begriffe eigentümlich. Es giebt keine Flüsse oder Bäche. Aus der Regenzeit bleiben einige abflusslose Teiche zurück, die sich bis Ende März halten, gegen Ende April aber sind sie sämtlich ausgetrocknet. Ein solcher Teich, an dem unser Weg vorüberführte, ist umstehend abgebildet. Das Wasser wird überall mit Schöpfheimern aus der Tiefe heraufgeholt. Manche solcher Brunnen, wie beispielsweise der in Smira, erreichen eine Tiefe bis zu 110 m. Im Rif sollen, wie man mir sagte, warme Quellen häufig sein. Sie entspringen mitten in den Dörfern, fliessen zwischen den Häusern durch und werden von Scharen von Krüppeln und Kranken aufgesucht, die dort von der öffentlichen Wohlthätigkeit leben, bis sie Heilung gefunden haben. In der That ist die Wohlthätigkeit eine der Vorschriften des Koran, die in Marokko am strengsten beobachtet wird. Der Arme achtet den Besitz des Reichen, denn er weiss, dass er ihm in gewissen Sinne mitgehört, und der Klassenhass scheint in dieser primitiven Gesellschaft noch nicht zu existieren. Unterwegs wurde ich zu einem Kranken gerufen, einem Taleb (Schriftkundigen), den uns der Sultan nach Mazaghan entgegengeschickt hatte. Der Zustand des Unglücklichen hatte sich auf der Reise so verschlimmert, dass er liegen geblieben war. Er litt allem Anschein nach am Krebs und war nicht mehr zu retten; schwerlich ist er noch lebend nach Marakesch zurückgekehrt. Ich wollte ihm, da ich ihm sonst nicht helfen konnte, durch eine

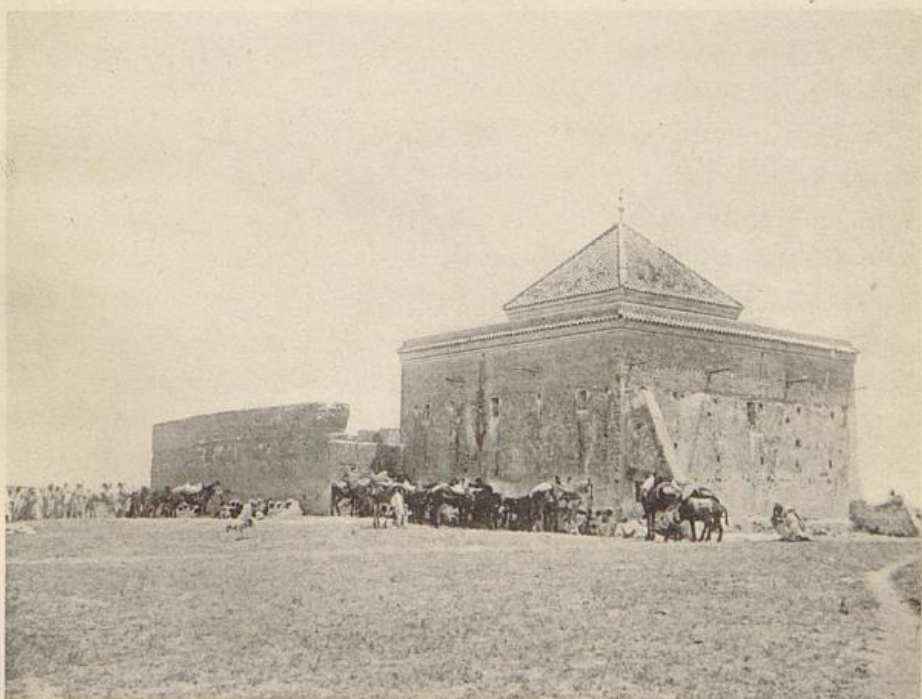
Morphiumeinspritzung vorübergehende Linderung verschaffen, aber unser Dolmetscher, dessen Gehülfe und der Taleb unserer Gesandtschaft widerrieten mir dringend, dem Manne irgend eine Arznei zu reichen. Man hätte sonst seinen Tod unfehlbar auf meinen Eingriff zurückgeführt, und es hätten uns die grössten Unannehmlichkeiten daraus entstehen können.

Wir durchritten nun den Djebilât, eine Bergkette von 800—1000 Höhe, die Verlängerung des Tell-Atlas. Das Gestein besteht teils aus Schiefer, teils aus rosa Marmor. Auf der Höhe der Berge geniesst man eine prachtvolle Aussicht auf die umliegende Ebene von Marakesch und die mächtige Wand des dahinter emporragenden grossen Atlas, dessen schneebedeckte Gipfel, so weit das Auge reicht, von Osten bis zum Westen, in ununterbrochener Linie sich ausdehnen. Den Sonnenuntergang von dort aus zu beobachten, wie ich es zufällig bei einem Jagdausflug erlebte, gewährt einen unvergesslichen Eindruck. Zwei Stunden nach dem Abstieg erreichten wir die Brücke von El-Kantra, die mit 31 Bogen den Wâdî Tensift überspannt. Leider wird für die Erhaltung dieser Brücke so wenig gethan, dass sie nur noch eine schöne Ruine ist. Das Pflaster ist voll von Löchern und hier und da fehlt das Geländer.

Am 8. April, nach neuntägigem Marsch, zogen wir mit grosser Feierlichkeit in Marakesch ein. Ein Ehrengelait von 5000—6000 Mann wurde uns gestellt. Hier die Ordnung unseres Zuges: An der Spitze ritt der Caïd Acha mit einem Fahnenträger und mehreren Reitern. Ihm folgte der Caïd Achmed, dann der Gesandte zu Pferde mit je einem Fusssoldaten zur Seite, hinter ihm in einiger Entfernung der Dolmetscher. Dann kam Frau v. B., auf einem Maultier reitend, begleitet von zwei Dienern, zur Rechten der Prinz G., zur Linken ihr Schwiegersohn, Herr v. K. Nun folgte ich mit dem Prinzen Gh., endlich der Lagerchef, der Taleb und das ganze Gefolge. Auf der ganzen Strecke bildeten Reiter mit marokkanischen Gewehren Spalier; zwischen ihnen und



Quartier-Thor in Marakesch.



Marabu von Sidi-ben Nur.

Bibliothek der  
Lesehalle in Bremen

uns befand sich eine doppelte Reihe von Soldaten in roten, orangegelben und kupferfarbenen Uniformen. Selbstverständlich herrschte in diesem Menschengewühl die grösste Unordnung. Der Weg, bald breit, bald schmal, erlaubte uns nicht Abstand zu halten, ausgefahrene Geleise und grosse Löcher versperrten stellenweise die Strasse; die Pferde wurden unruhig und bäumten sich; die Bajonette der Soldaten drohten beständig, uns die Augen auszustechen; zwischen den Mauern brütete eine unerträgliche Hitze und ein fürchterlicher Staub hüllte alles ein. Durch ein Wunder lief die Sache glatt ab, und wir erreichten glücklich den uns angewiesenen Palast, froh, am Ziel unserer Reise angelangt zu sein. Das sehr schöne, zweistöckige Gebäude gehörte dem Onkel des Sultans, Mulai-Ali, der, wie sein Bruder und alle übrigen Verwandten, im Dunkel eines Gefängnisses dahinsiecht. In der Mitte befand sich ein grosser, mit einem Säulengang umgebener Hof, in den sich die Zimmer öffneten. Der Sultan hatte sich die Ausstattung der Räume etwas kosten lassen. Die Wände waren bis zu einer Höhe von 2 m mit Stoffen bedeckt, die mit reichen, wirkungsvollen Mustern in Applikation von Tuch auf Tuch und Tuch auf Seide bestickt waren. Alle Zimmer waren ohne Fenster, hatten aber sehr grosse, mit roten Tuchportieren verhängte Thüren. Der Garten prangte, trotz grosser Vernachlässigung, in herrlicher Ueppigkeit. Er war von erhöhten, aufgemauerten Wegen durchzogen, zwischen denen der Boden zur Bewässerung überschwemmt wird. Neben unserem Palast lag das Hauptminaret von Marakesch, der Kutubia. Hier soll sich eine Bibliothek befinden, die jedoch seit 300 Jahren nicht geöffnet worden ist.

Die Einwohnerzahl von Marakesch beträgt ungefähr 100 000 Köpfe; da aber kein Zivilstand existiert, so hat diese Angabe nur einen relativen Wert. Die Stadt ist in Viertel eingeteilt, die sämtlich mit Thoren versehen sind und um 10 Uhr verschlossen werden; das Thor des Judenviertels (Mellah) wird sogar schon um 6 Uhr geschlossen. Die

Stellung der Juden in Marokko ist eine sehr missachtete. Es gelingt ihnen zwar, sich selbst bei den wildesten Stämmen einzunisten, die sonst keine Fremden dulden, aber nur auf Kosten ihrer bürgerlichen Existenz, ihrer persönlichen Freiheit, ja, der allerersten Menschenrechte. Der Besuch des Judenviertels und des Marktes von Marakesch war sehr interessant, aber stark beeinträchtigt durch den herrschenden Schmutz.

Als Verkaufsläden dienen nur offene Gewölbe, die teils den Marktplatz umsäumen, teils an der Strasse liegen. Der Verkauf einer bestimmten Ware ist gewöhnlich in einer Strasse vereinigt, die man Bazar nennt; so gab es Bazare für Waffen, Kupfergerät, Stoffe u. s. w. Stellenweise sind die Strassen gegen die Sonne überdacht. Die Soldaten, ohne deren Begleitung wir nicht ausgehen durften, drängten jeden unbarmherzig zur Seite, der uns im Wege war.

Am ersten Morgen hielt ich eine Reihe von Konsultationen ab. Der Marokkaner würde zwar um nichts in der Welt sein Geld einem christlichen Bankhaus anvertrauen, seinen Körper aber vertraut er seltsamer Weise ohne Zögern europäischen Aerzten an. Später machten wir einen Besuch bei dem Caïd Maclean, einem Engländer, dem es gelungen ist, sich zum Oberbefehlshaber der marokkanischen Fuss-truppen aufzuschwingen. Sein Geschäftssinn soll ihm ein sehr bedeutendes Vermögen eingetragen haben. Sein Haus, im marokkanischen Stil erbaut, ist ausserordentlich schön. Die Räume haben Oberlicht und sind in reichen, aber zugleich milden violetten Tönen gehalten. Ueberall liegen schöne Teppiche; abends erstrahlen sämtliche Zimmer in Acetylenbeleuchtung. Eine interessante Persönlichkeit lernten wir in Dr. Linarès kennen, einem Südfranzosen, der bereits seit 20 Jahren in Marakesch praktiziert. Er war nicht nur der Leibarzt, sondern auch der Freund und stete Begleiter des alten Sultans und hat viel gesehen, was Europäern sonst nicht zugänglich ist. Sein Haus ist ein wahres Schmuckstück marokkanischen Baustils. Dr. Linarès begleitete mich



Das marokkanische Ministerium.



Platz vor dem Kutubra, wo die Wäsche gewaschen wird.

Erworben von  
Lesehalle in Bremen

in das ausserhalb der Stadt gelegene Quartier der Leprosen. Der Eingang ist in keiner Weise bewacht; jeder darf frei eintreten. Die hier am häufigsten auftretende Form der Krankheit führt zur Atrophie der Gliedmassen und schliesslich zum Verlust derselben. Kinder scheinen selten zu erkranken.

Vom Dach der französischen Mission aus hatten wir Gelegenheit, einen Einblick in das Leben der Kaserne von Marakesch zu thun. Sie ist mit hohen Mauern umgeben, innerhalb derer sich ein wahres Dorf ausbreitet, belebt von Greisen, Kindern und Frauen. Letztere sind zum teil rechtmässige Ehefrauen der Soldaten, zum weitaus grösseren Teil aber werden sie von den Soldaten gehalten und bezahlen ihrerseits für ihren Aufenthalt in der Kaserne eine Abgabe von 1—3 Frcs. per Woche an den Kriegsminister. Es soll dies eine seiner Haupteinnahmen sein.

In Marakesch hatte ich die seltene Gelegenheit, einen Sklavenmarkt zu sehen. Leider wurde der Markt bei Sonnenuntergang in einem dazu bestimmten Hofe abgehalten, sodass es unmöglich war, Momentaufnahmen zu machen. Versteigert wurden vorwiegend Negerinnen, teils mit, teils ohne Kinder. Die Preise bewegten sich zwischen 150 und 250 Pesetas (= Franken). Eine Schönheit — in diesem Genre — kann bis 500, auch sogar 1000 Frcs. erreichen; Kinder erhöhen ihren Wert, weil sie selbst bald nützlich werden. Die menschliche Ware schien ihr Schicksal sehr gelassen zu tragen, und in der That: das Los marokkanischer Sklaven ist nicht so bemitleidenswert, wie man bei uns wohl glaubt. Sie werden ähnlich oder besser behandelt als europäische Dienstboten, entsprechend dem hohen Geldwert, den sie darstellen, und nach dem Gebot des Koran „Gebet Euren Sklaven ein Anteil von den Gütern, die Euch Gott gegeben hat“. Sie bilden einen Teil der Familie und sehnen sich gar nicht nach Freiheit, die für sie nur eine Gefahr wäre. Die Sklaven werden mit Glüheisen im Gesicht gezeichnet. Die breite Narbe auf der Backe erinnert an die Schmissee der Korpsstudenten.

Am dritten Tage nach unserer Ankunft fand der offizielle Empfang der Gesandten durch den Sultan statt. In einem Hof waren einige Tausend Soldaten in Parade aufgestellt. Der Gesandte ritt ein graues Pferd, die einzige Farbe, die, ausser weiss, bei grossen Feierlichkeiten gestattet ist. Da Uniformen bei dieser Gelegenheit unerlässlich waren, trugen wir alle teils diplomatische, teils Offiziers-Uniformen. Mir selbst war zu diesem Anlasse eigens vom Bundesrat erlaubt worden, meine Hauptmanns-Uniform anlegen zu dürfen.

Wir hatten kaum Aufstellung genommen, als der Sultan unter einem roten Schirm, umgeben von vier Fliegenwedlern, mit dem Grossvezier langsam in den Hof ritt. Er näherte sich dem Gesandten bis auf zehn Schritt und hielt dann an. Hierauf verlas der Gesandte seine Adresse. Der Sultan verhielt sich dabei vollkommen teilnahmslos, als ginge ihn der ganze Vorgang nichts an. Er zählt kaum achtzehn Jahre, sah aber aus, als wäre er mindestens dreissig. Sein bartloses Gesicht mit stark ausgeprägtem Profil blickte zugleich scheu und grausam; ich wurde unwillkürlich an die Tyrannen der römischen Kaiserzeit erinnert. Sichtlich befangen las er von einem Papier, das er in der Hand hielt, mit schwacher, unsicherer Stimme seine Erwiderung ab. Der Grossvezier übergab die Schrift dem Dolmetscher und dieser übersetzte sie dem Gesandten. Hierauf wurden wir einzeln vorgestellt, wobei die Prinzen als „Emire“ fungierten und ich den Titel Caïd erhielt, wozu ich angeblich durch meinen Hauptmanns-rang berechtigt war. Nach Beendigung der Zeremonie machte der Sultan kurz Kehrt, ohne uns zu grüssen, und verliess den Hof.

Einige Tage später wurden wir zu einem Frühstück beim Grossvezier geladen. Wir betraten zunächst einen grossen, von einem gedeckten Gange umgebenen Hof. Der Fussboden bestand aus italienischem Marmor mit einer Borte aus Mosaik. Ueberall drängte sich eine zahlreiche Dienerschaft. Mit Ausnahme von uns ging alles barfuss. Der Empfangs-saal, 20 zu 7 m gross, war mit gesticktem Sammet dekoriert.

Höchst originell wirkte für unsere Begriffe die Ausstattung sämtlicher Räume mit schönen, englischen Himmelbetten nebst Bettzeug. In Marokko gilt das europäische Bett einfach für ein Prunkstück; es muss da sein, aber man benutzt es nicht, sondern liegt auf einer Matratze an der Erde. Ich lasse hier das Menu folgen: Suppe, stark gewürzt, mit dicker Fettschicht; Fisch (erscheint nicht, ist wahrscheinlich zwischen Mazaghan und Marakesch hängen geblieben); Tauben mit mint sauce; Hühner und Tauben (fast europäisch gebraten); gekochtes Rindfleisch; rohe Artischockenböden mit irgend einem Gemüse; Oliven mit Gemüse; Kuskus (Reisgericht) mit Nieren; Truthahn, farciert; Kopfsalat (ohne Zubereitung); Rüben, übermässig gepfeffert, mit Tomatensauce; weisse Trüffeln, gekocht (schmeckten wie Kartoffeln); Maccaroni, gezuckert und gebacken; zwei unbestimmbare Gerichte; arabische Kuchen (vier Sorten); Orangekompot (mit Oel und Pfeffer); europäische Kuchen, Dessert, Früchte u. s. w. Als Getränk diente schmutziges, schlammiges Wasser mit ockergelbem Bodensatz.

Unser Wirt, der Grossvezier, war ein etwa 60jähriger Mann. Sein Grossvater ist Sklave gewesen; wie er es verstanden hat, seine hohe Stellung auszunutzen, zeigte sich, als er im vorigen Jahre starb. In seinen Kellern fand man 300 Millionen Franken in Gold, die nach Landessitte dem Sultan zufielen. Dieser eigentümliche Gebrauch ist wohl aus einer Art Notwehr gegen die bestehenden Verhältnisse entstanden, denn da der Reichtum dieser hochgestellten Beamten im wesentlichen durch Unterschleif erworben ist, erhält der Sultan bei ihrem Tode nur das zurück, was ihm von Rechts wegen zukommt. Später trat ich noch in nähere Beziehungen zum Grossvezier, dadurch, dass er mich zu einer ärztlichen Konsultation auffordern liess. Ich erhielt dadurch die seltene Gelegenheit, das Innere seines Palastes nicht nur zu sehen, sondern auch photographieren zu dürfen. Eines dieser Bilder, das einen Innenraum des fürstlichen Palastes darstellt, ist umstehend reproduziert. Was die Konsultation

selbst betrifft, so hatte ich zunächst die grösste Mühe, dem Grossvezier begreiflich zu machen, dass ich ihn als Arzt nur mit Zustimmung und unter Begleitung von Dr. Linarès besuchen könne. Diese Rücksicht schien ihm höchst überflüssig; indessen fügte er sich endlich und wir begaben uns zur angesetzten Stunde zu dem hohen Patienten. B'Ahmed lag auf einer einfachen Matratze, während wir gebeten wurden, auf zwei von Sklaven herbeigetragenen Stühlen Platz zu nehmen. Ich untersuchte erst sein Gesicht, das eine leichte linksseitige Lähmung zeigte. Als ich ihn aber aufforderte, sich zu entkleiden, damit ich auch Herz und Lunge untersuchen könne, stiess ich auf heftigen Widerstand. Nach einer lebhaften Diskussion liess er sich endlich bestimmen, eines seiner zahlreichen Kleidungsstücke nach dem andern abzulegen, bis ich schliesslich meinen Patienten im Naturzustande vor mir hatte. Dr. Linarès versicherte mir später, dass er es noch nie so weit gebracht habe, und beglückwünschte mich zu meinem Erfolg. Es war ihm denn auch bisher nicht möglich gewesen, das Herzleiden zu konstatieren, das ich als Ergebnis der Auskultation feststellen konnte. Der Grossvezier soll sich nachher sehr befriedigt über die Gründlichkeit meiner Untersuchung ausgesprochen haben.

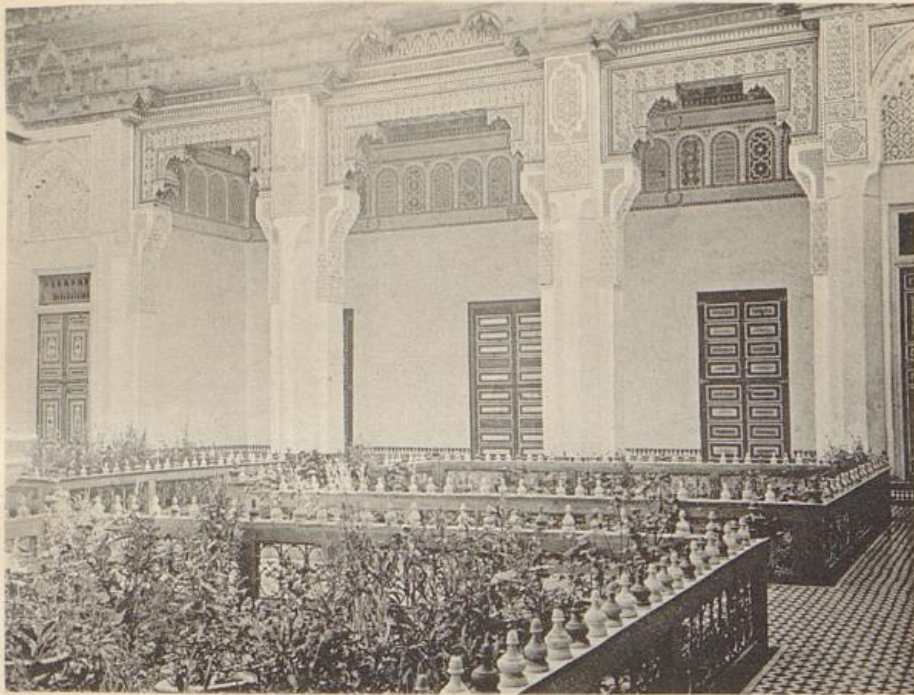
Gelegentlich eines Besuchs beim Chaïd Me-Chuar, dem Ober-Hofmarschall, machte ich die Bekanntschaft eines marokkanischen Kollegen, eines Leibarztes des Sultans. Ich gebe den Wortlaut unseres Gesprächs wieder, das durch einen Dolmetscher vermittelt wurde:

Ich: Wo hast du deine Studien gemacht? Wohl in Fès, oder giebt es andere medizinische Schulen?

Er: Ich brauchte keine Studien zu machen; wir sind geborene Aerzte. Mein Vater und Grossvater waren schon Aerzte.

Ich: Bist du auch Chirurg oder nur Mediziner?

Er: Die Chirurgie ist vom Koran verboten; wir legen nur verschiedene Mittel auf die Wunden.



Intérieur beim Grossvezier.



Schloss Glau im Atlas.

Bibliothek der  
Lesehalle in Bremen

Ich: Die Araber haben doch schon vor vielen Jahrhunderten trepaniert; die europäischen Aerzte kennen diese Operation von den Arabern.

Er: In Marokko weiss man nichts von dieser Operation.

Ich: Woher kommt es, dass in Marokko keine Krankenhäuser existieren?

Er: Es giebt Krankenhäuser in allen Hauptstädten, auch in Marakesch ist ein Spital.

Ich: So lass mich dieses Spital mit dir besuchen.

Er: Das ist leider unmöglich. Ein Krankenhaus ist ein heiliger Ort, wo gebetet wird, wie in den Moscheen, und Christen dürfen es nicht betreten.

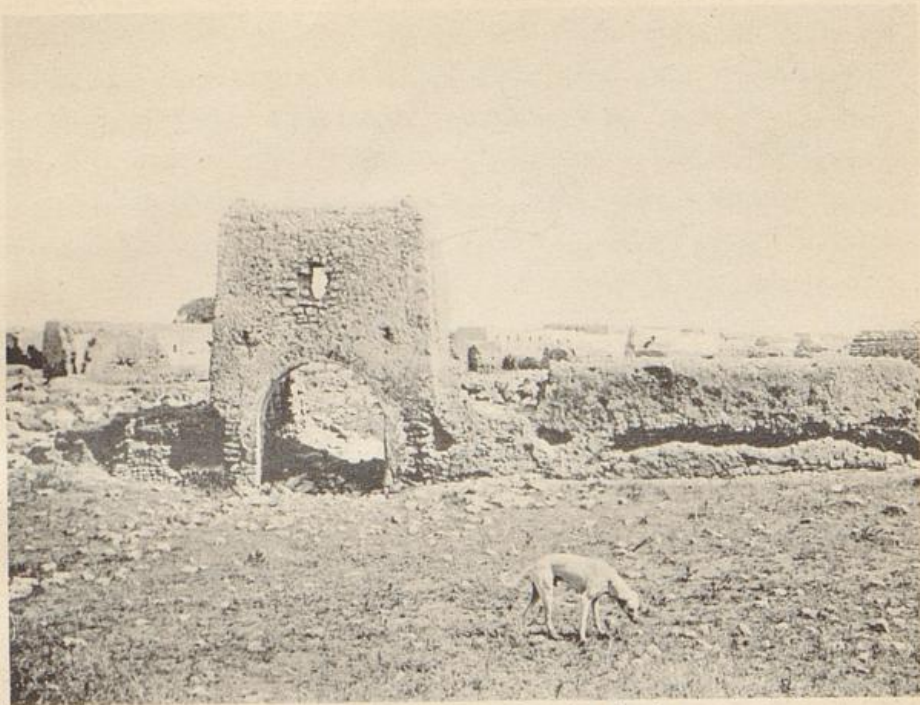
Thatsächlich aber existiert, wie mir Dr. Linarès mitteilte, in Marakesch überhaupt kein Krankenhaus; es giebt nur ein Haus, wo man die Geisteskranken einsperrt und ähnlich behandelt oder misshandelt wie bei uns im 12. Jahrhundert. Das Amulett mit einem Spruch aus dem Koran oder anderen Zauberformeln ist ein Hauptmittel der marokkanischen Therapeutik, und da die Kranken fest an dieses Mittel glauben, so erweist es sich, namentlich bei Nervenkrankungen, nicht selten wirksam.

Der Prinz Gh. unternahm von Marakesch aus einen längeren Jagdausflug in den Atlas, um Moufflons zu schiessen. Ich hätte mich gern daran beteiligt, musste aber wegen einer leichten Verletzung, die sich Herr v. B. durch einen Sturz mit dem Pferde zugezogen hatte, zurückbleiben. Uebrigens blieb die Jagd auch diesmal ohne Erfolg. Der Prinz erreichte nach dreitägigem Marsch bei ziemlich strenger Kälte das Schloss Glauï, eine mächtige, aus schwarzem Marmor errichtete Burg mit sechzehn Türmen, die den Pass zur Hochebene des Taffilelt beherrscht. Der Caïd war auf einem Kriegszuge abwesend. Sein Sohn empfing den Prinzen mit grosser Höflichkeit, gestattete ihm aber nicht, ohne Eskorte in die Berge zu reiten. Da der Moufflon sehr scheu ist, war es unter diesen Umständen ganz ausgeschlossen, zum

Schuss zu kommen. Der Prinz kehrte also unverrichteter Sache wieder zurück.

Inzwischen machten wir in Marakesch das marokkanische Osterfest mit, dort Lammfest oder Opferfest genannt. Ein Lamm wird ausserhalb der Stadt unter einem eigens errichteten Zelt geschächtet. Ein reitender Bote trägt dann im schnellsten Tempo das Tier in die Stadt, wo es noch lebend ankommen muss, worin ein gutes Omen erblickt wird. Nach dem Opfer findet ein Défilé vom Sultan, dem Grossvezier, der Infanterie und Artillerie statt. Hierbei gelang es mir, den Sultan und Grossvezier zu photographieren, was sonst ganz unmöglich gewesen wäre. Im Anschluss an dieses Fest wird eine Art Karneval gefeiert, wobei Menschen in tierähnlichen Vermummungen durch die Strassen geführt werden. Ausserdem wird in jeder marokkanischen Haushaltung ebenfalls ein Schaf geschlachtet und die Abfälle auf die Strasse geworfen. Während der drei folgenden Tage ist die Stadt buchstäblich verpestet. Ueberhaupt muss der Bakteriologe hier allerlei mit ansehen, wobei ihm die Haare zu Berge stehen. So wird die Wäsche vor der Stadt in einem Bache gewaschen, indem Negersklaven sie mit Füssen stampfen; der Bach fliesst in die Stadt und dient dort als Trinkwasser!

Einige Kilometer von der Stadt entfernt liegen sieben Hügel bei einander in der Ebene, von denen drei als heilig gelten und von Christen nicht betreten werden dürfen. Der Aberglaube will, dass das Besteigen der vier anderen dem Europäer tödlich wird. In der That ist Sir Gray, der englische Gesandte, der es dennoch wagte, hinaufzugehen, tags darauf in Marakesch gestorben. Frau v. B., ihr Sohn und ich liessen uns trotzdem nicht abhalten, die schöne Aussicht von dieser Anhöhe zu geniessen. Einen anderen Ausflug unternahmen wir auf Einladung des Sultans nach seinem Sommerhaus vor der Stadt. Der königliche Park ist von einer Mauer umgeben, die, wie alle Mauern hier zu Lande, aus Lehm hergestellt ist, ähnlich wie man bei uns Betonmauern in Kästen formt und feststampft. In der Mitte er-



Die Ruinen von Castello Reale.



Teich zwischen Mazaghan u. Marakesch.

Bibliothek der  
Lesehalle in Bremen

hebt sich ein kleiner Pavillon am Ufer eines Teichs; rings umher erstrecken sich grosse Olivenhaine. Der Minister des Aeussern, des Innern, der Handels- und der Hausminister waren zu unserem Empfange versammelt und zeigten namentlich für Frau v. B. lebhaftes Interesse. Ihrer weiblichen Ueberredungskunst gelang es denn auch, die Herren zu bestimmen, sich photographieren zu lassen, wozu sie im Grunde nicht übel Lust hatten, besonders nachdem ihnen der in allen Sätteln gerechte Prinz G. aus dem Koran bewiesen hatte, dass es eigentlich nur verboten sei, die menschliche Gestalt plastisch darzustellen, ein photographisches Bild mithin erlaubt sei. So entstand die umstehende Photographie des marokkanischen Ministeriums.

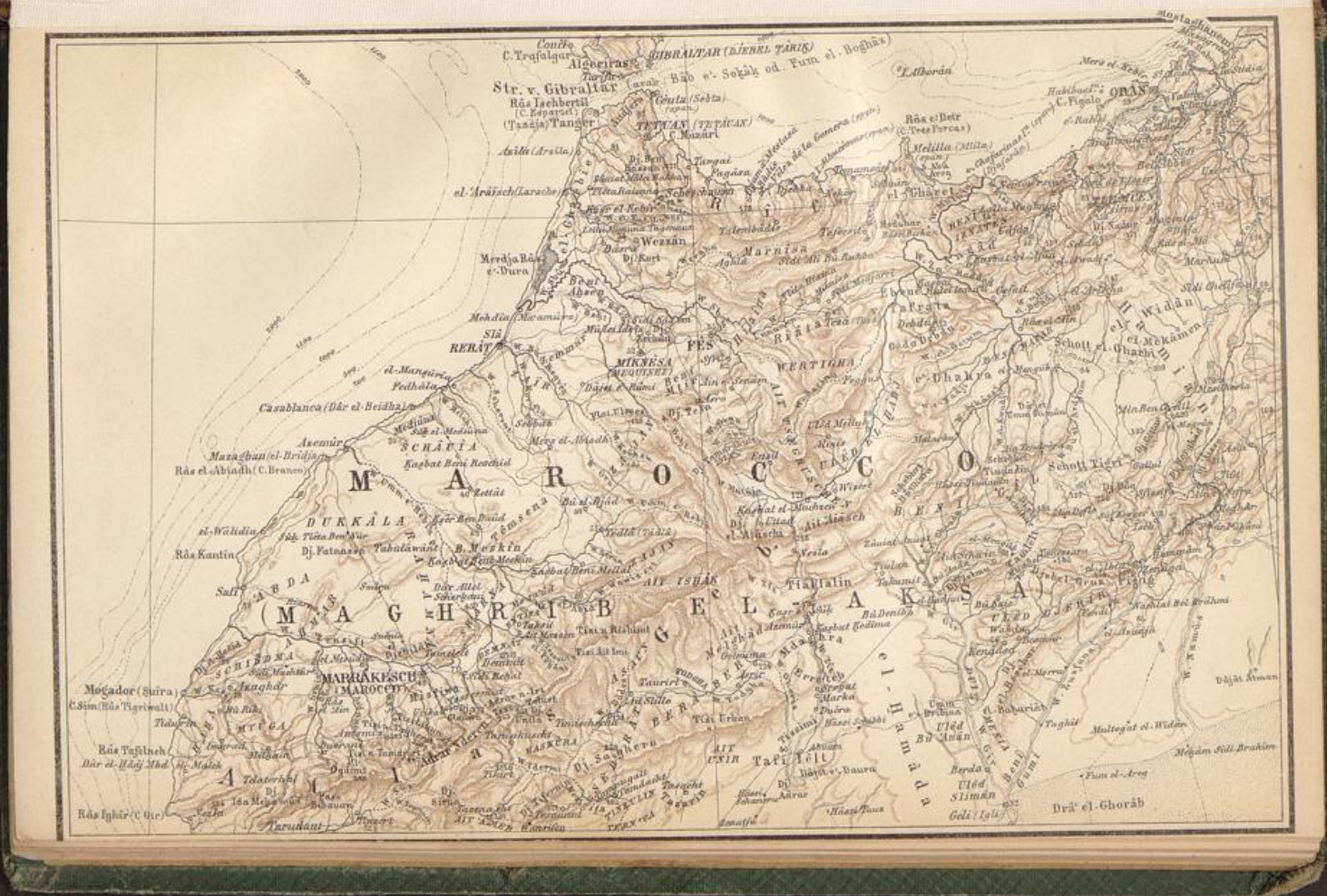
Nach diesem diplomatischen Erfolg begab sich Frau v. B. in den Harem des Grossveziers, während wir der Rebhuhnjagd oblagen. Frau v. B. ist die erste Europäerin, die in diesen Harem eingedrungen ist. Die Schwiegermutter des Grossveziers empfing sie und führte sie durch alle Räume. Es scheint, dass, abgesehen von der legitimen Frau und einer Liebessklavin, die übrigen Frauen, etwa 200 an der Zahl, nur zu Repräsentationszwecken gehalten werden. Ein grosser Harem gilt in Marokko so viel wie bei uns ein wohlgefüllter Marstall; Leute von hoher Stellung sind das ihrem Ansehen schuldig. Die Frauen waren unglaublich reich gekleidet und mit Juwelen bedeckt; die einfache Toilette der Frau v. B. erregte Staunen und Mitleid. Es wurden allerlei seltsame Gerichte serviert; als aber die Schwiegermutter mit beiden Händen in die Schüssel griff, um Frau v. B. die besten Stücke zu reichen, hatte diese Mühe, ihren Widerwillen zu verbergen. Zum Abschied erhielt sie zwei ungewöhnlich schwere goldene Armbänder, gestickte Stoffe, Pantoffeln u. s. w. Auch wir erhielten vom Sultan und Grossvezier jeder ein Pferd und reichverzierte Dolche.

Inzwischen war der Prinz Gh. aus dem Atlas zurückgekehrt und wir rüsteten zum Aufbruch. Am 23. April

Räs Ighar (Cahir) - Fezzan - Tarudant - Agadez - Timbuktu - Senegal - Niger - Tripoli - Genua

verliessen wir Märakesch. Auf dem Rückweg hatte Prinz Gh. das Missgeschick, mit dem Pferde zu stürzen und sich eine Verletzung am Bein zuzuziehen, die uns anfangs in grosse Besorgnis versetzte, glücklicherweise aber keine schlimmen Folgen hatte. In Mazaghan mussten wir einige Tage auf unser Kriegsschiff warten und benutzten den unfreiwilligen Aufenthalt zu einem Ausflug nach Castello Reale, einer alten portugiesischen Festung, die, wiewohl 1506 erbaut, noch in allen Teilen wohl erhalten ist. Endlich erschien das Kriegsschiff, wir dampften nach Tanger und nahmen dort endgiltig Abschied von dem Lande, von dem ein marokkanisches Sprichwort in aller Bescheidenheit sagt: „Die Erde ist ein Pfau und Marokko dessen Schweif.“





Bibliothek der  
Lesehalle in Bremen